

Sveučilište u Zagrebu
Filozofski fakultet
Odsjek za germanistiku
Nastavnički smjer

Tajana Lenhard

Sprachbiographische Analyse einer kroatischen Familie in Wien

Diplomski rad

Mentor: dr. sc. Velimir Piškorec

Zagreb, 2016

Inhaltsverzeichnis

1. Einführung.....	3
2. Qualitative Forschung vs. quantitative Forschung	5
2.1. Forschungsperspektiven in der qualitativen Forschung	6
3. Sprachbiografie	7
4. Narratives Interview	9
5. Narrative Identität	11
6. Autobiografisches Erzählen	11
7. Mehrsprachigkeit.....	13
7.1. Individuelle Mehrsprachigkeit.....	13
7.2. Zweisprachigkeit	14
8. Spracherwerb.....	15
8.1. Formen des Spracherwerbs.....	16
8.1.1. Der ungesteuerte und gesteuerte Zweitspracherwerb	17
8.2. Spracherwerb in der Migration.....	18
8.3. Emotionen und Sprache.....	20
9. Migration	21
9.1. Kroatische Migrantinnen und Migranten in Österreich.....	22
9.2. Integration.....	23
9.3. Kroatische Vereine in Österreich.....	24
10. Familie Čamba	25
10.1. Methodologie.....	25
10.2. Erste Generation: Slavko Čamba.....	26
10.3. Zweite Generation: Franjo Čamba	28
10.4. Dritte Generation: Dora Čamba.....	30
11. Schlussfolgerung	34

12. Literaturverzeichnis.....	36
Anhang 1	39

1. Einführung

*Rejši bi gledel peščanske izice,
đurđevečko cirkvo, kleti i gorice!*

*I mekote, brazde, cvetne sinokoše,
Bereke, konjare, kosce, podravske nošne.
Staroga grada, zelene jelike,
molvarske Peske i nerodike!*

*I se ono...
Kaj me na dom seča, nego toga,
Toga, toga – carskoga BEČA!¹*

Obwohl es mein Betreuer war, der mir für meine Diplomarbeit zum Thema Familie Čamba geraten hat, habe ich auch selbst schnell eingesehen, dass gerade dieses Thema für mich viel Symbolik mit sich trägt. Heimweh und die Liebe zu Sprachen sind zwei Grundthemen, die mich durch die Entstehung dieser Arbeit geleitet haben. Ich wohne schon seit sechs Jahren in Zagreb und, obwohl ich Kroatien nicht verlassen habe, vermisse ich meine Heimatstadt in Podravina. Manchmal fühlt man sich wie ein Baum ohne Wurzeln. Ich spreche noch immer Kroatisch und auch alle Menschen in meiner Umgebung benutzen es, aber ich habe fast keine Gelegenheit, mit jemandem meine wahre Muttersprache zu sprechen. Kajkawisch spreche ich leider nur mit meiner Mutter, die noch immer in Đurđevac lebt, und mit meinen Kindheitsfreundinnen und -freunden, die diesen Dialekt mit Stolz pflegen.

Den Begriff *Heimat* betrachte ich anders, als ihn vielleicht die herkömmliche Definition beschreiben würde. Ich bin der Meinung, dass jede Person eine einzigartige Begriffsbestimmung des Wortes *Heimat* hat. Ich setze den Begriff *Heimat* mit einem sonnigen Sommertag vor meinem Haus gegenüber dem Kiefernwald gleich, wobei ein leichter Wind die Hitze lindert. Meine Heimat ist meine Familie, die im 18. Jahrhundert Đurđevac als ihr Zuhause ausgewählt hat. Die Familie Čamba, auf die sich diese Arbeit bezieht, ist ebenfalls eine alte Familie aus Đurđevac.

Fremdsprachenlernen war und ist heute noch meine Leidenschaft. Ich wollte Linguistik studieren, habe mich jedoch im letzten Augenblick für Pädagogik entschieden. Trotzdem hat mir das Studium an der Philosophischen Fakultät die Gelegenheit gegeben, meine Deutschkenntnisse zu verbessern, noch eine Fremdsprache zu erlernen und mich mit verschiedenen Bereichen der Linguistik zu beschäftigen.

¹ Čamba, S. (2000): *Moje živlejne*. Đurđevac: Eigenverlag.

Was die Struktur anbelangt, ist diese Diplomarbeit in zwei Teile geteilt. Im theoretischen Teil gibt es acht Kapitel. Zuerst beschäftige ich mich mit dem Unterschied zwischen qualitativer und quantitativer Forschung. Danach bearbeite ich die Theorie zu den Themen Sprachbiografie, narratives Interview und narrative Identität. Die letzten drei Kapitel handeln von Mehrsprachigkeit, Spracherwerb und Migration. Mehrsprachigkeit und Spracherwerb werden hier besonders betont, weil ich mich als zukünftige Deutschlehrerin gerade für diese Themenbereiche interessiere. Im empirischen Teil der Arbeit wird die Analyse der narrativen Interviews präsentiert, die ich mit den Mitgliedern der Familie Čamba geführt habe.

2. Qualitative Forschung vs. quantitative Forschung

Qualitative Forschung kann auf eine lange Tradition zurückblicken, die in den meisten Sozialwissenschaften bis in deren Anfänge zurückreicht. Sie erlebt seit den 60er-Jahren in der US-amerikanischen und seit den 70er-Jahren in der deutschsprachigen Diskussion jeweils eine Renaissance und findet seitdem immer stärkere Verbreitung (Flick 2010). Qualitative Forschung hat sich in den letzten Jahren zu einem breiten Feld entwickelt. In den unterschiedlichsten Disziplinen und Fächern ist sie zu einem Teil der Ausbildung in empirischen Forschungsmethoden geworden. Qualitative Forschung hat den Anspruch, Lebenswelten „von innen heraus“ aus der Sicht des handelnden Menschen zu beschreiben. Damit will sie zu einem besseren Verständnis sozialer Wirklichkeit(en) beitragen und auf Abläufe, Deutungsmuster und Strukturmerkmale aufmerksam machen (Flick 2010).

Sie ist in ihren Zugangsweisen zu den untersuchten Phänomenen häufig offener und dadurch „näher dran“ als andere Forschungsstrategien, die eher mit großen Zahlen und stark standardisierten, dadurch auch stärker objektivistischen Methoden und normativen Konzepten arbeiten. Neue Forschungsstrategien berücksichtigen die Sichtweisen der beteiligten Subjekte, die subjektiven und sozialen Konstruktionen ihrer Welt (Flick 2010).

In der qualitativen Forschung gibt es nicht nur eine Methode, sondern ein methodisches Spektrum unterschiedlicher Ansätze, die nach Fragestellung und Forschungstradition ausgewählt werden können. Ein zentrales Kennzeichen qualitativer Forschung, das damit im Zusammenhang steht, ist die Gegenstandsangemessenheit von Methoden. Für fast jedes Verfahren lässt sich zurückverfolgen, für welchen besonderen Forschungsgegenstand es entwickelt worden ist. Für qualitative Forschung ist typisch, dass der untersuchte Gegenstand und die an ihn herangetragene Fragestellung den Bezugspunkt für die Auswahl und Bewertung von Methoden darstellen und nicht das aus der Forschung ausgeschlossen bleibt, was mit bestimmten Methoden nicht untersucht werden kann. Qualitative Forschung hat eine starke Orientierung am Alltagsgeschehen und/oder am Alltagswissen der Untersuchten. Daten werden in ihrem natürlichen Kontext erhoben und Aussagen im Kontext einer längeren Antwort oder Erzählung, des Interviewverlaufs insgesamt oder auch der Biografie des Interviewpartners analysiert. Die Verschiedenheit der Perspektiven der Beteiligten wird berücksichtigt. Das Erkenntnisprinzip qualitativer Forschung ist auch eher das Verstehen von komplexen Zusammenhängen als die Erklärung

durch die Isolierung einer einzelnen Beziehung. Die Datenerhebung ist vom Prinzip der Offenheit geprägt. Qualitative Studien setzen häufig an der Analyse oder Rekonstruktion von (Einzel-)Fällen an und gehen erst im zweiten Schritt dazu über, diese Fälle vergleichend und verallgemeinernd zusammenzufassen oder gegenüberzustellen. Die qualitative Forschung geht von der Konstruktion der Wirklichkeit aus. Sie produziert Daten als Texte, obwohl Fotos oder Filme heutzutage eine zunehmende Bedeutung haben. In ihrer Zielsetzung ist qualitative Forschung immer noch eine entdeckende Wissenschaft (Flick 2010).

Die theoretischen Grundannahmen der qualitativen Forschung sind folgende:

1. Soziale Wirklichkeit als gemeinsame Herstellung und Zuschreibung von Bedeutungen
2. Prozesscharakter und Reflexivität sozialer Wirklichkeit
3. „Objektive“ Lebensbedingungen werden durch subjektive Bedeutungen für die Lebenswelt relevant
4. Der kommunikative Charakter sozialer Wirklichkeit lässt die Rekonstruktion von Konstruktionen sozialer Wirklichkeit zum Ansatzpunkt der Forschung werden (Flick 2010).

2.1. Forschungsperspektiven in der qualitativen Forschung

Die Bezeichnung qualitative Forschung ist ein Oberbegriff für unterschiedliche Forschungsansätze. Diese differieren in ihren theoretischen Annahmen, in ihrem Gegenstandsverständnis und methodischen Fokus. Sie lassen sich jedoch zu drei Hauptlinien zusammenfassen: Theoretische Bezugspunkte werden erstens in den Traditionen des symbolischen Interaktionismus und der Phänomenologie, die eher subjektiven Bedeutungen und individuellen Sinnzuschreibungen nachgehen, gesucht; zweitens in der Ethnomethodologie und im Konstruktivismus, die an den Routinen des Alltags und der Herstellung sozialer Wirklichkeit interessiert sind. Einen dritten Bezugspunkt bilden strukturalistische und psychoanalytische Positionen, die von der Annahme von latenten sozialen Konfigurationen sowie von unbewussten psychischen Strukturen und Mechanismen ausgehen. Die Ansätze unterscheiden sich weiterhin in ihren Forschungszielen und in den eingesetzten Methoden (Flick 2010).

Qualitative und quantitativ-standardisierte Forschung lassen sich bei entsprechenden

Fragestellungen auch miteinander verbinden. Dabei sollte aber nicht außer Acht gelassen werden, dass sie sich in wesentlichen Punkten voneinander unterscheiden. In der quantitativen Forschung wird der Unabhängigkeit des Beobachters vom Forschungsgegenstand ein zentraler Stellenwert eingeräumt. Qualitative Forschung greift dagegen auf die subjektive Wahrnehmung des Forschers als Bestandteil der Erkenntnis zurück. Quantitative Forschung ist für ihre vergleichend-statistischen Auswertungen auf ein hohes Maß an Standardisierung der Datenerhebung angewiesen. Qualitative Interviews sind hier flexibler und passen sich stärker dem Verlauf im Einzelfall an. Qualitative (Fall-)Studien können repräsentative quantitative Studien differenzierend und vertiefend ergänzen und Erklärungen für zu interpretierende statistische Zusammenhänge liefern (Flick 2010).

3. Sprachbiografie

Lebenslauf, Werdegang oder Curriculum vitae? Alle diese Wörter sind Synonyme für die Biografie eines Menschen, die die wichtigsten Etappen seines Lebens bezeichnen. Im wörtlichen Sinne ist nach Meng die Biografie die Lebensbeschreibung, der chronologische Bericht über den Lebenslauf einer Person mit seinen wesentlichen Phasen und den jeweils charakteristischen Ereignissen, Erlebnissen und Leistungen (Meng, in Franceschini, Miecznikowski 2004). Der Lebenslauf jeder Person ist einzigartig (Franceschini, Miecznikowski 2004). Man spricht von einer Autobiografie, wenn sie von der Person selbst geschrieben wird.

Der Ausdruck Sprachbiografie ist aber nicht mit der Biografie gleichzusetzen. Man kann aus der Wortbildung jedoch ableiten, dass es sich um die Darstellung eines Lebens oder einer Lebensspanne unter dem Gesichtspunkt der Sprachentwicklung handelt. Als Textsorte sind Sprachbiografien und Sprachautobiografien bisher nicht etabliert. Sie dienen zumeist dazu, die durch Beobachtung des Spracherwerbs erhaltenen Daten mit subjektiven Erfahrungen einzelner Sprecher während dieses Prozesses zu ergänzen (Barth, in Franceschini, Miecznikowski 2004).

Im engeren Sinne ist die Sprachbiografie jene sprachliche Autobiografie, die mittels narrativer Interviews erhoben wird (Schütze 1983). In den Sprachbiografien wird deutlich,

wie individuelles Erleben mit sozialen und lebensgeschichtlichen Kontexten verknüpft wird. Im Verlauf des Lebens spielt die Sprache eine herausragende Rolle. Sprachbiografien können nicht als Tatsachen betrachtet werden, sie sind als Erlebnisberichte zu verstehen und zu analysieren (Franceschini, Miecznikowski 2004). Sie dienen dazu, die durch Beobachtung des Spracherwerbs erhaltenen Daten mit subjektiven Erfahrungen einzelner Sprecher während dieses Prozesses zu ergänzen (Barth, in Franceschini, Miecznikowski 2004).

Äußerungen, mit denen jemand spontan oder reaktiv über Aspekte der Sprachentwicklung und des Sprachgebrauchs eines Menschen spricht, sind sprachbiografische Äußerungen. Im Gegensatz dazu ist die Sprachbiografie eine systematische, wissenschaftliche Darstellung der sprachlichen Entwicklung einer bestimmten Person unter den für sie charakteristischen Sprachentwicklungs- und Sprachverwendungsbedingungen (Meng, in Franceschini, Miecznikowski 2004).

Die Sprachbiografie lässt sich als während einer autobiografischen Erzählung allmählich reproduzierte Präsentation des Sprachrepertoires charakterisieren. Das Sprachrepertoire bildet das individuelle Sprachsystem des Sprechers, welches er in einem bestimmten Zeitpunkt des eigenen Lebens zur Verfügung hat. Aus der Perspektive der biografischen Forschung wird das Sprachrepertoire als eine Ablagerung von Sprachpraktiken angesehen. Darunter versteht man früher gesprochene und verstandene Sprachen, Sprachen, denen man ausgesetzt war oder die man selbst verwendet hat, einmal besser gesprochene und dann wieder weniger verwendete Sprachen und Sprachen, die für eine Person in einem Zeitraum von großer Wichtigkeit waren (Franceschini, Miecznikowski 2004).

Eine der ersten großen sprachbiografischen Studien war das Basel-Prag-Forschungsprojekt „Leben mit mehreren Sprachen“. Sprachbiografische Daten werden auf unterschiedliche Weisen erhoben, z. B. durch: das sprachbiografische Interview, das Führen von Sprachlern-Tagebüchern oder das kollektive Bearbeiten persönlicher Spracherinnerungen. Als sprachbiografische Quellen werden häufig auch literarische Autobiografien oder Memoiren gebraucht (Franceschini, Miecznikowski 2004).

Es gibt drei Konzepte dessen, was mit dem Begriff „Sprachbiografie“ bezeichnet werden kann: erstens die „gelebte Geschichte“ des Erwerbs von Sprachen und Sprachvarietäten in spezifischen Kontexten, zweitens eine „erinnernde Rekonstruktion“ sprachbiografisch relevanter Erfahrungen und drittens die „sprachliche Rekonstruktion“ einer

Sprachbiografie, die schriftlich oder mündlich realisiert werden kann (Busch 2011).

Das Gedächtnis kann nicht als Speicher von bloßen Reizen verstanden werden. Diese Reize bekommen ihre Bedeutung erst in der Kommunikation mit anderen. Das Erinnern ist also sozial bedingt. Dabei zeigt sich, dass das, was wir für die Kernbestandteile unserer Autobiografie halten, gar nicht auf eigene Erlebnisse zurückgehen muss. Sie werden oft aus ganz anderen Quellen, aus Büchern, Filmen und Erzählungen, in die eigene Lebensgeschichte importiert (Welzer, in Busch 2011). Die individuelle Erinnerung ist Teil der kollektiven Erinnerung (Busch 2011).

Aus den sprachbiografischen Erzählungen lassen sich drei Erkenntnistypen darüber gewinnen:

1. wie die Dinge waren, wie die Ereignisse verliefen (Erkenntnisse aus dem Bereich der „Lebensrealität“)
2. wie die Respondenten die Dinge und Ereignisse erlebten (Erkenntnisse aus dem Bereich der „Subjektrealität“)
3. wie die Respondenten über die Dinge und Ereignisse erzählen (Erkenntnisse aus dem Bereich der „Textrealität“)

(Franceschini, Miecznikowski 2004)

4. Narratives Interview

Das narrative Interview stellt die empirische Basis qualitativer Forschung dar und wird als grundlegende qualitative Methode benutzt. Es ist eines der meistgenutzten Datenerhebungsverfahren in den qualitativen Sozialwissenschaften. Im deutschen Sprachraum wurde diese qualitative Methode vor allem von Fritz Schütze vorangebracht und in den Siebzigerjahren von ihm begründet. Nach Lamnek ist das narrative Interview eine Spezialform des qualitativen Interviews, in dem der Befragte aufgefordert wird, zu dem im Gespräch genannten Gegenstand zu erzählen. Es wird vorausgesetzt, dass der Befragte dafür kompetent ist (Lamnek, in Franceschini, Miecznikowski 2004).

Er steht vor der schwierigen Aufgabe, ohne Vorplanung in einem zeitlich

beschränkten Rahmen sein Leben erzählerisch zu entwickeln. Er muss im Prozess des Erzählens ständig entscheiden, welche Ereignisse und Aspekte seines Lebens erzählwürdig und biografisch relevant sind, wie viel an intimen Details, problematischen Erfahrungen oder ungelösten Konflikten er überhaupt offenbaren will und wie er den Erwartungen seiner Hörerin entsprechen kann. Möglicherweise muss er sich mit auftauchenden Ängsten, Scham oder Ärger auseinandersetzen, die im Rückerinnerungsprozess auftauchen und die er als Darstellungswiderstände erleben kann. Durch die Art seiner methodischen Durchführung bietet das narrative Interview besonders günstige Bedingungen für die empirische Erfassung der narrativen Identität (Lucius-Hoene, Depperman 2004).

Im narrativen Interview strukturiert und steuert der Sprecher das Gespräch. Mit einer geeigneten Eröffnungsfrage soll der Interviewer den Sprecher zum Erzählen bewegen und nur mit kurzen Kommunikationsbeiträgen das Gespräch weiter fördern. Der Erzähler selbst rekonstruiert sein eigenes Handeln und Erleben. Das Erzählen ist jedoch keine Abbildung der Welt, sondern eine konstruktive Leistung des Erzählers (Lucius-Hoene, Depperman 2004).

Es ist wichtig, von Anfang an die zeitliche, die sequentielle Struktur der Lebensgeschichte des Biografieträgers im Auge zu haben. Die Lebensgeschichte ist eine sequentiell geordnete Aufschichtung größerer und kleinerer in sich sequentiell geordneter Prozessstrukturen (Schütze 1983). Durch eine „doppelte Zeitperspektive“ (die Zeit der Erzählsituation und der erzählten Situation) wird eine vergangene Erfahrung vergegenwärtigt. Jedoch verfügt der Erzähler beim Erzählen über eine grundlegend andere Erkenntnisperspektive, weil ihm schon bekannt ist, wie sich seine Geschichte entwickelt hat (Lucius-Hoene, Depperman 2004).

Die Erinnerung ist etwas Fragiles. Deswegen ist die qualitative Methode (das narrative Interview) unverlässlich. Die Ereignisse, die später zu Erinnerungen werden, verändern sich (Lucius-Hoene, Depperman 2004). Das Erinnern selbst stellt einen konstruktiven Prozess dar, einen selektiven und gestaltenden Prozess des Zugriffs auf Informationen, die bereits selektiv kodiert, partiell vergessen und vielfältig transformiert wurden. Die erzählte Geschichte ist wiederum nicht mit dem Erinnerten gleichzusetzen, weil die Erinnerungen gemäß den Strukturierungsleistungen der Sprache, kommunikativen Regeln und vor allem den Anforderungen der Erzählsituationen entsprechend bearbeitet werden. Für die Übertragung von Geschehenem in Erzähltes ergibt sich also folgender Transformationsprozess, der auf

jeder Stufe von einem starken Umgestaltungsprozess geprägt ist: Geschehenes – Erlebtes – Erinnerung – Erzähltes (Roth, in Ahrenholz et al. 2008).

5. Narrative Identität

Die Identitätsentwicklung ist ein offener Prozess, der das ganze Leben dauert. Eines der wichtigsten Untersuchungsobjekte des narrativen Interviews ist gerade die Identität. Erzählen wird als Mittel der Herstellung und Darstellung einer bestimmten Identität betrachtet. Bei der Untersuchung des Erzählens gewinnt die Funktion der aktuellen Identitätsherstellung gegenüber dem Wirklichkeitsgehalt der Erlebnisse an Bedeutung. Es ist nicht wichtig, ob die vom Interviewten angeführten Erlebnisse tatsächlich „objektiv“ dargestellt sind, sondern welche Erfahrungen er selbst als wichtig schätzt (Roth 2008). Wichtiges Medium der Identitätsarbeit ist die Sprache. Sie ist bevorzugtes Mittel der interpersonalen Verständigung und der Behauptung und Aushandlung unserer Identität in Begegnungen mit anderen Menschen (Lucius-Hoene, Depperman 2004).

Eine Verbindung zwischen Erzählen und Identität wird durch den Begriff der narrativen Identität geschaffen. Die narrative Identität ist nur ein Teil der Identität, der während des narrativen Interviews enthüllt wird. Die narrative Identität ist die Art und Weise, wie ein Mensch in konkreten Interaktionen Identitätsarbeit als narrative Darstellung und Herstellung von jeweils situativ relevanten Aspekten seiner Identität leistet. Unter narrativer Identität verstehen wir eine lokale und pragmatisch situierte Identität, die durch eine autobiografische Erzählung hergestellt und in ihr dargestellt wird (Lucius-Hoene, Depperman 2004).

6. Autobiografisches Erzählen

Erzählen ist eine Grundform sprachlicher Darstellung, die in verschiedenen Formen und Kontexten mit unterschiedlichen Zielen stattfindet. Erzählen ist Kommunizieren und beinhaltet Interaktion mit einem Hörer. Durch Erzählen werden traumatische Lebenserfahrungen, die mit Verlusten, Selbstabwertungen, Kränkungen, Schuld und Scham zusammenhängen, bewältigt. Beim autobiografischen Erzählen soll der Erzähler seine

Erzählung so gestalten, dass der Hörer alle wesentlichen Punkte ohne Probleme nachvollziehen kann (Lucius-Hoene, Depperman 2004).

Das autobiografische Erzählen ist das Erzählen von Selbsterlebtem, das über die Erzählsituation hinaus biografische Bedeutung hat und in dem die erzählende Person etwas für sie Wichtiges im Hinblick auf sich selbst, ihre Erfahrung und ihre Weltsicht ausdrückt. Beim Erzählen praktizieren wir eine höchst komplexe Erkenntnisform und vollbringen eine soziale Leistung, in der sich unsere Identität wie unser Verhältnis zur Welt vollziehen. Das allgemeinste Merkmal des Erzählens ist die sprachliche Darstellung eines Wandels in der Zeit. Danach kommen der Plot, die Personen und das Setting. Wichtig ist auch, wie die Geschichte erzählt wird (Lucius-Hoene, Depperman 2004).

Erzählen von Selbsterlebtem bedeutet, dass eine vergangene Erfahrung vergegenwärtigt und als Geschichte wiedergegeben wird. Dann spricht man von einer doppelten Zeitperspektive. Das Ich verdoppelt sich auch, indem das erzählende Ich der aktuellen Erzählsituation sein vergangenes Ich, das erzählte Ich als erinnerten Handlungsträger darstellt. Die Perspektiven anderer Personen können auch ein Teil der Ich-Erzählung sein, sie können aber auch versteckt und implizit in die eigene Darstellung eingewoben sein (Lucius-Hoene, Depperman 2004).

Das narrative Rekonstruieren vergangener Ereignisse ist eng mit Erinnerungsarbeit verbunden. Die rekonstruierten Fakten werden mit jedem Erzählen oder Darstellen neu selektiert, evaluiert und interpretiert. Das Erzählen hat einen interpretativen Charakter. Vielfach lassen sich in biografischen Erzählungen typische Erzählstrukturen nachweisen, wie eine Gliederung in Vorgeschichte, Verwicklung und Auflösung, Motive wie Prüfung und Katharsis, Wandlungen wie die vom Erleiden zum Handeln. Wenig strukturiertes Erzählen hingegen kann unter Umständen auf ein traumatisches Erleben deuten. Aus Sicht der Biografieforschung geht es keineswegs nur um die Frage, was erzählt wird, sondern ganz wesentlich darum, wie und warum etwas erzählt (oder nicht erzählt) wird, d. h. welche Bedeutung durch das Erzählen geschaffen wird (Busch 2011).

Wie bereits erwähnt, bilden die Erzählungen die Welt nicht ab. Selbsterzählungen gehen häufig über unsere Erinnerungen hinaus und beinhalten von anderen übernommene Elemente. Es gibt Geschichten, die wir gar nicht selbst erlebt haben, die aber für unser Identitätsgefühl von hoher Bedeutung sind (Lucius, Hoene-Depperman 2004).

7. Mehrsprachigkeit

Man unterscheidet zwischen mehreren Arten von Mehrsprachigkeit. Einerseits spricht man von der individuellen Mehrsprachigkeit. Unter individueller Mehrsprachigkeit versteht man die Multilingualität eines Individuums, der zwei oder mehrere Sprachen bzw. Sprachvarietäten beherrscht. Auf der anderen Seite gibt es die gesellschaftliche Mehrsprachigkeit. Die gesellschaftliche Mehrsprachigkeit steht für die Mehrsprachigkeit innerhalb einer Gesellschaft. Hier könnte man sowohl von einer territorialen Mehrsprachigkeit (die Koexistenz mehrerer Sprachen auf einem Territorium) als auch von einer sozialen Mehrsprachigkeit (Diglossie von Gesellschaften, in denen mehrere Sprachen unterschiedliche Funktionen haben) sprechen. Zur institutionellen Mehrsprachigkeit gehören mehrsprachige Institutionen wie die EU und UNESCO (Olariu 2007).

7.1. Individuelle Mehrsprachigkeit

Im Fokus meiner Diplomarbeit ist die individuelle Mehrsprachigkeit. Eine der weit verbreiteten Meinungen ist, dass ein Individuum nur dann zwei- oder mehrsprachig sei, wenn er die Sprachen im Frühalter erworben habe und wenn er sie perfekt nicht nur mündlich, sondern auch schriftlich beherrsche. Bloomfield ist der Meinung, dass es zur Zweisprachigkeit komme, wenn eine Person eine fremde Sprache so gut wie ein Muttersprachler beherrsche. Andere Autoren sehen die Zweisprachigkeit als abwechselnden Gebrauch zweier Sprachen (Weinreich, Appeltauer, nach Olariu 2007). Oksaar (1980, nach Olariu 2007) setzt als Hauptkriterium der Zwei- oder Mehrsprachigkeit die Fähigkeit des Mehrsprachigen „[...] in den meisten Situationen ohne weiteres von der einen Sprache zur anderen umschalten“ zu können.“

Individuelle Mehrsprachigkeit wird nach verschiedenen Kriterien klassifiziert. Lüdi (1996) macht einen Unterschied nach dem Zeitpunkt (wann die Sprache erworben/gelernt wurde), nach der Erwerbsweise (gesteuert/ungesteuert bzw. Fremdsprache/Zweitsprache) sowie nach dem Grad der Sprachbeherrschung (symmetrisch/asymmetrisch). Weiterhin klassifiziert Lüdi auch nach der kognitiven Organisation der mehrsprachigen Kompetenz (koordinierte Zweisprachigkeit, wenn jede Sprache einem Wirklichkeitsmodell zugeordnet wird und

kombinierte Zweisprachigkeit, wenn beide Sprachen über ein gemeinsames Wirklichkeitsmodell verfügen), nach der Beherrschung der „literacy“ (wenn sich Mehrsprachige aufgrund des Zugangs zur Sprache schriftlich ähnlich oder unterschiedlich in beiden Sprachen ausdrücken) sowie nach der Distanz zwischen den von einem Mehrsprachigen beherrschten Sprachen bzw. Varietäten (bilingual/bidialektal) (Olariu 2007).

Es lässt sich eine grobe Einteilung nach den Situationen erstellen, in denen Sprachen erworben bzw. gelernt werden: der Erstspracherwerb (L1) ist der Erwerb der ersten Sprache oder Sprachen: entweder als L1-Monolingualismus (nur eine Sprache) oder als L1-Mehrsprachigkeit (mehrere Erstsprachen, darunter L1-Bilingualismus). In diesem Fall erfolgt der Spracherwerb simultan zur kognitiven Erziehung des Kindes durch eine bilinguale Spracherziehung. Der Zweitspracherwerb (L2) ist der konsekutive Erwerb einer zweiten Sprache, nachdem der Erwerb der Erstsprache bereits oder zumindest teilweise abgeschlossen worden ist (nach dem vierten Lebensjahr). Der Fremdsprachenunterricht ist der gesteuerte Erwerb einer L2 oder L3. Der natürliche L2- oder L3-Erwerb ist der Spracherwerb von erwachsenen Migranten (Wode 1996, nach Olariu 2007).

7.2. Zweisprachigkeit

Weinreich unterscheidet anhand von sprachlichen Zeichen drei Typen von Zweisprachigkeit: eine „getrennte Zweisprachigkeit“ (die Koexistenz der sprachlichen Zeichen beider Sprachen in der Kompetenz des Sprechers ohne gegenseitige Beeinflussung), eine „zusammengesetzte Zweisprachigkeit“ (die „zweisprachliche Identifikation“ zwischen „den Wortbedeutungen zweier in Kontakt stehender Sprachen“) und eine „subordinierende Zweisprachigkeit“ (eine Sprache ist der anderen untergeordnet). Weiterhin spricht Osgood von einer „koordinierten Zweisprachigkeit“ (die beiden Sprachsysteme werden vom Sprecher differenziert) und einer „kombinierten Zweisprachigkeit“ (die beiden Sprachsysteme überschneiden sich ohne genaue Differenzierung). Apeltauer erwähnt den

balancierten Bilingualismus (der Sprecher beherrscht beide Sprachen sehr gut), den Bilingualismus mit Dominanz der Erstsprache (der Sprecher beherrscht die Zweitsprache weniger gut als die Erst- bzw. Muttersprache) und den Bilingualismus mit Dominanz der Zweitsprache (der Sprecher beherrscht die Zweit- besser als die Erstsprache). Zu einer dritten Kategorie gehören die Semilingualen (Individuen, die über sehr begrenzte Fertigkeiten in der Zweitsprache verfügen) (Olariu 2007).

8. Spracherwerb

Die Sprachbiografieforschung kann an aktuelle Fragen der Spracherwerbsforschung anknüpfen. Ein erfolgreicher Spracherwerb ist auch nach dem Jugendalter möglich und kann auf phonologischer Ebene zu Kompetenzen führen, die sich „native-like“ anhören. Die Beschäftigung mit Sprachbiografien betrachtet den Spracherwerb in seinem Bezug zur Lebensgeschichte (Franceschini, Miecznikowski 2004). Die erste Generation der Familie Čamba hat die deutsche Sprache nach dem Jugendalter erworben, die zweite in ihrer Kindheit und in der Pubertät, und die dritte in ihrer Kindheit. Deswegen beschäftige ich mich sowohl mit dem Erstspracherwerb als auch mit dem Zweitspracherwerb.

Wie erwirbt man also eine Sprache? Das Modell, bei dem man einen bestimmten Input erhält und danach das entsprechende Output bekommt, ist nicht gültig. Das ist ziemlich evident bei dem Mutterspracherwerb. Die meisten Äußerungen weichen stark von den sprachlichen Modellen ihrer zielsprachlichen Umgebung ab (Storch 2008). Spracherwerb bedeutet das „Erlernen der Regeln der jeweiligen Muttersprache, [...] zu lernen, wie mit Sprache eigene Gedanken und Gefühle ausgedrückt, wie Handlungen vollzogen und die von anderen verstanden werden können. Hierbei sind auch nonverbale Signale wie Mimik und Gestik bedeutsam.“²

² Klann-Delius, G. (1999): Spracherwerb. Stuttgart: Metzler.

8.1. Formen des Spracherwerbs

Der Erstspracherwerb beginnt schon mit der Geburt. Wenn das Kind zwei Sprachen gleichzeitig erlernt, unterscheidet man zwischen monolinguaem und bilingualem Erstspracherwerb (Klein 1987). Er verläuft diskontinuierlich nach den Gesetzmäßigkeiten der menschlichen Spracherwerbsfähigkeit und stellt einen selbstverständlichen Teil der Entwicklung eines Kindes dar. Die Erstsprache soll durch schulische Sozialisation vervollständigt und weiterentwickelt werden. Sie spielt eine wichtige Rolle für die sprachliche Entwicklung eines Individuums und für dessen Schulerfolg. Wenn beide Elternteile unterschiedliche Erstsprachen verwenden, werden manchmal zwei Sprachen gleichzeitig erworben. Dann spricht man von einem *simultanen oder doppelten Erstspracherwerb* (de Cillia 2011). Die Erstsprache läuft parallel zur kognitiven Entwicklung des Kindes und ist in der Regel die Muttersprache. Erstspracherwerb ist nicht nur der Erwerb von Sprache, sondern auch der Erwerb von Konzepten. Die ersterworbene Sprache ist die Sprache, die das Individuum am stärksten prägt (Olariu 2007).

Es gibt keine klare Unterscheidung zwischen Erstspracherwerb und Zweitspracherwerb, weil der andere einsetzen kann, wenn der eine noch läuft. Zweitspracherwerb bezieht sich auf den Erwerb einer zweiten Sprache, der häufig vorkommt, nachdem in der Erstsprache schon die Kerngrammatik erworben worden ist. Dieser unbewusste Prozess wird nicht durch formale Lernverfahren gesteuert, sondern findet durch den Kontakt mit der Umgebung, mit den Medien oder mit Gleichaltrigen statt. In der Schule wird er dann in der Regel von formalen Lehr- und Lernverfahren unterstützt. Von frühem Zweitspracherwerb (sukzessivem Zweitspracherwerb) spricht man, wenn eine zweite Sprache ab dem 3. oder 4. Lebensjahr dazukommt (de Cillia 2011). Der Erwerb des Deutschen als Zweitsprache verläuft ähnlich wie der Erstspracherwerb des Deutschen, nicht linear. Faktoren wie Alter bei Erwerbsbeginn, Lernmotivation, Umfang und Qualität des Inputs beeinflussen den Prozess (Wiater, Videsott 2009).

Lenneberg spricht von einer kritischen Spanne beziehungsweise von einer bestimmten Zeitspanne, die etwa vom zweiten Lebensjahr bis in die Pubertät reicht, in der das Gehirn über eine gewisse Plastizität verfügt, die ihm eine besondere Form des Spracherwerbs gestattet. Ein perfekter Zweitspracherwerb nach der Pubertät ist aber auch durchaus möglich (Klein 1987).

Die direkten Produkte dieser zwei Arten von Spracherwerb sind die Erstsprache und Zweitsprache. *Muttersprache*, *Erstsprache*, *L1*, *Primärsprache*, manchmal auch *Familiensprache* oder *Herkunftssprache* ist die Sprache, die in der Primärsozialisation erworben wird. Hingegen wird *Zweitsprache* für eine Umgebungssprache verwendet, die in der Form des ungesteuerten Spracherwerbs erworben wird und die sich durch die Erwerbsform von einer eventuellen Fremdsprache unterscheidet (de Cillia 2011). Aus der Perspektive der individuellen Mehrsprachigkeit bezeichnet die Erstsprache die Sprache, die als erste erworben wurde und die Muttersprache die Sprache, die der Mensch mit den Mitgliedern seiner Kulturgemeinschaft gemeinsam hat und zu der er sich affektiv verbunden fühlt (Olariu 2007).

Mit Fremdsprache ist eine Sprache gemeint, die außerhalb ihres normalen Verwendungsbereichs, gewöhnlich im Unterricht, gelernt und dann nicht neben der Erstsprache zur alltäglichen Kommunikation verwendet wird. Eine Zweitsprache hingegen ist eine Sprache, die nach oder neben der Erstsprache als zweites Mittel der Kommunikation dient und gewöhnlich in einer sozialen Umgebung erworben wird, in der man sie tatsächlich spricht (de Cillia 2011). Sowohl die Fremd- als auch die Zweitsprache sind fremde Sprachen für ein Individuum, aber der Unterschied liegt in der Erwerbsweise. Eine Fremdsprache wird gesteuert gelernt und eine Zweitsprache wird ungesteuert erworben. Die Zweitsprache ist die Verkehrs- und Schulsprache in einem neuen Land und wird von den Minderheiten ungesteuert erworben. Von Zweitspracherwerb ist aber auch die Rede im Falle der ethnischen Minderheiten (die deutsche Minderheit in Rumänien). Fremdspracherwerb hingegen heißt, eine Sprache zu lernen und sich nicht dauerhaft im Zielsprachenland zu befinden (Olariu 2007).

8.1.1. Der ungesteuerte und gesteuerte Zweitspracherwerb

Ungesteuerter Zweitspracherwerb (natürlicher Zweitspracherwerb) ist die Form des Spracherwerbs, bei dem eine Zweitsprache in der alltäglichen Kommunikation erworben wird. Der Prozess wird nicht systematisch und mit Absicht gesteuert. Der Lerner im ungesteuerten Zweitspracherwerb befindet sich in einer schwierigen Position. Um

kommunizieren zu können, muss er die Sprache lernen, und um die Sprache zu lernen, muss er kommunizieren können. Er hat aber die nonverbalen Mittel zur Verfügung, die er in der Kommunikation verwenden kann. Manche Lerner benutzen sogenannte Vermeidungsstrategien, mit denen sie mithilfe von Umschreibungen Ausdrücke vermeiden, die sie noch nicht beherrschen. Lerner, die eine zweite Sprache ungesteuert lernen, sind am kommunikativen Erfolg und nicht an der Richtigkeit der Sprache interessiert. Sie reflektieren weniger über die Sprache, ihre Formen und Regeln (Klein 1987).

Gesteuerter Zweitspracherwerb ist der Erwerb oder das bewusste Erlernen einer Sprache im schulischen Kontext. Bei Kindern mit anderen Erstsprachen wird sie jedoch oft nicht weiterentwickelt und literalisiert. Der Erwerb der Zweitsprache wird dadurch beeinträchtigt (de Cillia 2011). Ein Kind in der ersten oder dritten Schulklasse verfügt schon über einige Lebenserfahrungen und spricht bereits eine Sprache, die mit der neuen Sprache kontinuierlich interagiert (Hufeisen, Gibson 2003). Im Unterricht wird dem Lerner das passende Lernmaterial angeboten, sodass er durch verschiedene Aufgaben übt und die Sprache lernt (Klein 1987). Wird der Spracherwerb nicht gefördert und entwickelt, kommt es zu einer Zweisprachigkeit, bei der sich aufgrund eines ungünstigen Verlaufs der sprachlichen Sozialisation weder die eine Sprache noch die andere voll entwickeln kann (de Cillia 2011).

8.2. Spracherwerb in der Migration

Bei Angehörigen von Migrationsminderheiten wird der Erstspracherwerb mit dem Schuleintritt abrupt unterbrochen. Deswegen wird keine der beiden Sprachen wirklich erworben. Auf der anderen Seite gibt es positive Auswirkungen eines balancierten Bilinguismus. Analytische Fähigkeiten und Kreativität eines Individuums (Fähigkeit der Trennung zwischen Bezeichnetem und Bezeichnung, zwischen Form und Inhalt der Sprache) werden verbessert. Daneben gibt es Befunde zur Verbesserung der sozialen Intelligenz. Kinder, die im Gastland geboren werden oder die vor der Einschulung einreisen, haben häufig Defizite in der Erstsprache. Diejenigen, die während der Schulpflicht einreisen, haben, wenn sie relativ spät ins Einwanderungsland kommen, meist eine solide erstsprachliche Grundlage. Sie müssen die Zweitsprache häufig unter sehr schwierigen Bedingungen erwerben (de Cillia 2011).

Für Migranten spielt die Muttersprache eine wesentliche Rolle bei der Identitätsfindung und ihr Verlust kann auch einen Identitätsverlust bedeuten. Die Zweitsprache spielt für die Identität eines Individuums eine wichtigere Rolle als die Fremdsprache. Die Fremdsprache ist nur auf bestimmte Situationen oder Lebensbereiche beschränkt und spielt eher eine Rolle für die soziale Identität. Die Zweitsprache steht bezüglich der Erwerbsweise und der kommunikativen Bedeutung näher der Muttersprache als die Fremdsprache. In der Migrationssituation wird weder die Erst- noch die Zweitsprache in allen Lebensbereichen eingesetzt. Meistens ist die Erstsprache die des familiären Bereichs und des persönlichen sozialen Umfelds und die Zweitsprache die „öffentliche“ Sprache. In diesem Sinne könnte man von einer „sprachlichen Doppelidentität“ sprechen. Bei Migrantenkindern kann es oft zu einem Sprachwechsel kommen, sodass die Zweitsprache die „starke Sprache“ und die Muttersprache die „schwache Sprache“ wird, was einen großen Einfluss auf die sprachliche Identität eines Individuums haben kann. Dadurch, dass viele Migrantenkinder kaum Kontakt zur Kultur ihres Landes haben, spielt die Zweitsprache oft auch eine wichtigere Rolle für ihre kulturelle Identität als die Erstsprache (Olariu 2007).

Katharina Brizic hat ein *Sprachenkapital-Modell* entwickelt, das den Einfluss der sprachlichen Situationen der Eltern auf die sprachliche Ausgangsposition und die Sprachidentität der Migrationskinder herausarbeitet. Dabei ist dieser Einfluss nicht auf eine Sprache begrenzt, sondern lässt sich für jede Sprache nachweisen, die die Eltern mitgebracht haben (Krumm 2010).

Während für die erste und teilweise noch die zweite Migrationsgeneration das Nebeneinander verschiedener Sprachwelten galt, zwischen denen man wechseln konnte, verändern sich Sprachentwicklung und Sprachverhalten mit der zweiten bzw. dritten Generation. Da sie sich von Anfang an in verschiedenen Kommunikationsräumen bewegen, weil sie in gemischten Sprachwelten leben, ist das Ergebnis eine „Gemischtsprachigkeit“ (Krumm 2010).

Bei zweisprachigen Kindern und Erwachsenen kommt es oft zur „Sprachalternation“ beziehungsweise „code switching“. Elemente beider Sprachsysteme werden miteinander gemischt. Dieses Phänomen ist auf jeden Fall eine positive Erscheinung, weil die Kinder die Ressourcen, die ihnen zur Verfügung stehen, kreativ nutzen (de Cillia 2011).

Sprachbiografische Interviews belegen, dass Migrantinnen und Migranten selbst dieses „Gemischtsprechen“ als Ausdruck ihrer spezifischen Migrationsidentität sehen. Es ist deshalb richtig, dies gar nicht mehr als *Code-Switching* oder *Code-Mixing* zu bezeichnen. Aus der Perspektive der Sprachidentität der Betroffenen sind Begriffe wie *Code-Oszillation* oder *Code-Legierung* genauer. Nach Hinnenkamp ist dieses Phänomen der Wechsel von einer Sprache in die andere, der an durchaus unvorhersehbaren Stellen auftritt und weder Äußerungs- noch Wortgrenzen respektiert (Hinnenkamp 2000, nach Krumm 2010).

8.3. Emotionen und Sprache

Emotionen werden in vielen wissenschaftlichen Disziplinen untersucht. Sie üben einen Einfluss auf kognitive Prozesse, insbesondere im Bereich der Sprachverarbeitungsprozesse. Obwohl Kognition und Emotion streng getrennt untersucht wurden, sind sie in der modernen Wissenschaft immer mehr in ihrer Wechselwirkung zu betrachten. Vor allem ist es wichtig, dass man die Begriffe *Emotion* und *Gefühl* unterscheidet. Nach Schwarz-Friesel (2007) sind Emotionen komplexe, mehrdimensionale Kenntnis- und Bewertungskategorien, während Gefühle kognitive Kategorien der bewusst erlebten Emotion darstellen. Emotionen sind durch Kultur, Gesellschaft und Geschlecht bedingt. Die Zahl der Gefühlsbezeichnungen variiert in jeder Sprache, aber die Unterschiede zwischen Gefühlsbezeichnungen in verschiedenen Sprachen kommen zum Ausdruck beim Sprachenlernen (Polajnar 2012). Der Zusammenhang zwischen Emotion und Sprachenlernen ist wichtig. Speziell in den Sprachbiografien spielt die emotionale Gewichtung, die die Sprecher den einzelnen Sprachen geben, eine sehr prominente Rolle. Sprachen sind also Objekte, die emotional aufgeladen sind. Sie werden mit mehr oder weniger affektiv konnotierten Termini beschrieben, beurteilt und konnotiert (Franceschini, Miecznikowski 2004).

9. Migration

Unter Migration versteht man die zeitweilig oder dauerhaft intendierte Abwanderung und Einwanderung von Menschen aus einer Population in eine andere, wobei Staatsgrenzen überschritten werden und sich der rechtliche und kulturelle Status der betroffenen Personengruppe verändert. Die Migration bringt tiefgreifende Veränderungen mit sich, bei denen die Sprache einen hohen Anteil hat. Die eigene Muttersprache wird abgewertet, die Sprache des neuen Gastlandes aber aufgewertet. Die Muttersprache wird nur noch an eine Generation weitergegeben und es entsteht die Gefahr einer „doppelten Halbsprachigkeit“ (Semilingualismus) (Wiater, Videsott 2009).

Etwa 14 Millionen Menschen sind aus einem mittel- und osteuropäischen Land in den Westen migriert. In den 50er- und 60er-Jahren hat die Auswanderung aus Jugoslawien zwei Gruppen einbezogen: Moslems türkischer Herkunft und Moslems slawischer Herkunft aus Bosnien und Sandžak sowie die politischen Gegner des Tito-Regimes. Die erste Gruppe ist in die Türkei ausgewandert, während die andere nach Westeuropa und in die Überseeländer gekommen ist. Seit der Mitte der 60er-Jahre war Jugoslawien das erste kommunistische Land, das fast allen Einwohnern die Auswanderung erlaubt hat (Fassmann, Münz 1995). Seit Ende des Zweiten Weltkriegs war Österreich Ziel einer Reihe von Wanderungsbewegungen. Insgesamt sind seit 1945 bis 1990 rund 2,6 Millionen Menschen als Aussiedler, Flüchtlinge oder Trans-Migranten nach Österreich gekommen. 550 000 benutzten Österreich nur als Transitland. Fast 1,4 Millionen Menschen sind nach einiger Zeit weitergewandert oder zurückgekehrt. Rund 650 000 sind in Österreich geblieben, darunter 350 000 Personen mit einer anderen Muttersprache (Fassmann, Münz 1990).

Österreich ist somit zum Einwanderungsland geworden. Von den über 8 Millionen Einwohnerinnen und Einwohnern besitzen gegenwärtig rund 750 000 keine österreichische Staatsbürgerschaft. Der Ausländerinnen- und Ausländeranteil liegt daher bei rund 9 %. Hinzu kommen rund 330 000 Österreicher, die nicht in Österreich zur Welt gekommen sind, sondern aus dem Ausland zugewandert sind, die meisten davon aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei. Zusammengenommen ergibt dies eine Zahl von fast 1,1 Millionen Ausländern oder aus dem Ausland Zugewanderten (Fassman 2003). Nach den Daten aus dem Jahre 2007 hat rund 16 % der österreichischen Bevölkerung einen Migrationshintergrund. In der amtlichen Statistik Österreichs werden jene Personen als Personen mit Migrationshintergrund

definiert, die entweder eine ausländische Staatsbürgerschaft besitzen oder im Ausland geboren wurden oder beides. Ein Drittel der Personen mit Migrationshintergrund in Österreich stammt aus Ex-Jugoslawien (Herzog-Punzenberger, Unterwurzacher 2009).

9.1. Kroatische Migrantinnen und Migranten in Österreich

Die Einwanderung von Kroatinnen und Kroaten hat eine lange Tradition. Österreich steht für kroatische Migrantinnen und Migranten als Aufnahmeland an zweiter Stelle. Mit fast 70 000 Personen stellen Kroatinnen und Kroaten die fünftgrößte Migrantengruppe in Österreich dar. Laut Statistik Austria lebten im Jahre 2011 in Österreich 69 654 Personen kroatischer Herkunft. Zwei Drittel (62,1 %) sind in Kroatien geborene und 19 % in Österreich geborene ausländische Staatsangehörige. Über 60 % leben in Wien (20 027 Personen), gefolgt von Oberösterreich (11 828) und der Steiermark (11 625) (Gruber 2012).

Ende des 15. Jahrhunderts sind die ersten kroatischen Migrantinnen und Migranten in die heutige südliche Slowakei, in das Gebiet des westlichen Ungarns und ins Burgenland ausgewandert. Da die Osmanen die damaligen Siedlungsgebiete plünderten, begannen die Kroatinnen und Kroaten auszuwandern. Neunzig Prozent dieser Auswanderergruppe waren Bauern. Deshalb wird diese Migrationsbewegung auch als Bauernwanderung bezeichnet (Tobler 1974, nach Gruber 2012). In Österreich wurden die Burgenlandkroaten in den 1970er-Jahren als autochthone Volksgruppe anerkannt (Volksgruppengesetz aus dem Jahre 1976). Einerseits gehören dieser Volksgruppe laut Statistik aus dem Jahr 2001 fast 20 000 Personen im Burgenland und 6 300 Personen in Wien. Andererseits schätzt der Kroatische Kulturverein, dass in Wien 10 000 bis 15 000 Burgenlandkroaten leben (ÖVZ: 15, in Gruber 2012).

Nach dem Zweiten Weltkrieg flüchteten viele Kroatinnen und Kroaten aus politischen Gründen aus dem Land. Die restriktive Auswanderungspolitik des Tito-Regimes änderte sich erst in den 1960er-Jahren. Im Jahre 1966 wurde auch mit Jugoslawien ein Anwerbeabkommen abgeschlossen (Münz et.al. 2003). Das System stützte sich auf ein Rotationssystem. Ausländische Arbeitskräfte arbeiteten eine begrenzte Zeit in Österreich, kehrten nach Kroatien zurück und wurden durch neue Migrantinnen und Migranten ersetzt.

Ende der 60er-Jahre löste der „Kroatische Frühling“ neue Wanderungen aus, vor allem die der Intellektuellen (Gruber 2012).

Die Bevölkerungszahlen von Kroatinnen und Kroaten, die in Österreich leben, haben eine fallende Tendenz. Der Großteil der kroatischen Bevölkerung in Kroatien (87,8 %) gab bei der Volkszählung 2001 an, Mitglied der römisch-katholischen Kirche zu sein. In Österreich befindet sich die größte kroatische katholische Gemeinde in Wien. Rund tausend Katholiken besuchen hier die Sonntagsmesse. Weitere kroatische katholische Gemeinden gibt es auch in St. Pölten, Linz, Salzburg, Graz, Innsbruck und Feldkirch. In Österreich wurden schon Anfang der 1950er-Jahre katholische Messen auf Kroatisch abgehalten (Bratić, in Fassman, Stacher 2003).

9.2. Integration

Integration bezeichnet das „Zusammenführen“ der zugewanderten Bevölkerung mit der Mehrheitsgesellschaft. Sie ist ein Prozess der gesellschaftlichen Eingliederung und Partizipation der zugewanderten Bevölkerung. Es kommt häufig zu Missverständnissen, weil manche der Meinung sind, dass die Eingliederung nur perfekte Anpassung beziehungsweise Assimilation bedeuten kann. Mit anderen Worten sollen die Zugewanderten alle Werte und Normen der Mehrheitsgesellschaft perfekt erlernen und verinnerlichen. Im Gegensatz dazu meinen die Anderen, dass die Zugewanderten sich nur teilweise anpassen müssen. Integration soll ein Prozess des Lernens, des Anpassens, der Adaptierung sein, unabhängig von der Frage, wie weit dieser Lernprozess gehen soll: bis zur Assimilation oder nur bis zur kulturellen Diversität (Fassmann, Stacher 2003).

84 % der eingewanderten Kroatinnen und Kroaten geben an, dass sie sich in Österreich sehr gut integriert haben. Die gute Integration der Mehrheit der kroatischen Bevölkerung zeigt sich auch darin, dass drei Viertel der kroatischen Migrantinnen und Migranten angeben, mit der Lebensweise der Österreicher einverstanden zu sein. 21 % können sich dagegen mit der österreichischen Gesellschaft nicht identifizieren (Gruber 2012).

Für 86 % der Kroatinnen und Kroaten in Österreich ist es sehr wichtig, dass ihre eigenen Kinder die Muttersprache lernen und mehr als die Hälfte (54,5 %) ist dagegen, dass diese zuerst Deutsch und dann erst Kroatisch lernen sollten. Allerdings stimmen fast alle Befragten darin überein, dass für eine Integration gute Deutschkenntnisse von Bedeutung sind (92,6 %) (Gruber 2012).

9.3. Kroatische Vereine in Österreich

Kroatische Migrantinnen und Migranten in Österreich haben viele Vereine gegründet, die künstlerische, folkloristische, sprachliche und sportliche Aktivitäten anbieten. Obwohl viele von ihnen weder in Kroatien geboren noch dort aufgewachsen sind, haben sie eine starke Bindung zu Kroatien. Durch regelmäßige Kroatien-Besuche und durch die Pflege von Traditionen und Sprachkenntnissen versucht man, die kroatische Identität zu bewahren. Andere Vereine dienen dem Aufbau von wirtschaftlichen Netzwerken zwischen Kroatinnen und Kroaten und Österreicherinnen und Österreichern. Sie organisieren Konzerte, Diskussionsabende, Bälle, Weinverkostungen und Tanzabende (Gruber 2012).

Austrijsko-hrvatska zajednica za kulturu i šport (*Österreichisch-kroatische Gemeinschaft für Kultur und Sport*) wurde 1990 gegründet und beherbergt heute die Kroatische Fußballliga, die Kroatische Kegelliga und kroatische Folklorevereine. **Austrijsko-hrvatsko društvo** (*Österreichisch-Kroatische Gesellschaft*) fördert österreichisch-kroatische Beziehungen in den Bereichen Kultur, Geschichte und Wirtschaft. **Hrvatski svjetski kongres u Austriji** (*Kroatischer Weltkongress in Österreich*) fördert die kroatische Geschichte und Kultur und hilft kroatischen Verbänden und Institutionen in ihrer Arbeit. **Matica Hrvatska u Beču** (*Kroatischer Kulturverein in Wien*) organisiert Diskussionsrunden und wissenschaftliche Veranstaltungen, an denen oft kroatische Wissenschaftler teilnehmen. **Anno'93, Austrijsko-Hrvatska krovna udruga za obrazovanje, kulturu i socijalno** (*Österreich-Kroatischer Dachverband für Bildung, Kultur und Soziales*) ist ein Verein, der aus dem Folkloreensemble „Anno 93“ und einer Kroatischen Schule besteht.³ **Hrvatski centar** (*Kroatisches Zentrum*) ist eine interkulturelle Einrichtung der Burgenlandkroaten, die aber auch viele Personen der Mehrheitsbevölkerung akzeptiert. Viele Vereine und andere Institutionen haben beim Kroatischen Zentrum ihren Sitz. **Hrvatska krovna udruga-**

³www.culturenet.hr (zuletzt eingesehen am 1.2.2016)

Salzburg (*Dachverband kroatischer Vereine Salzburg*) koordiniert die wissenschaftlich-kulturellen und sportlichen Tätigkeiten seiner Mitglieder und arbeitet an der Verbesserung der österreichisch-kroatischen Beziehungen. **Folklorni Ansambl Šokadija Beč** ist einer von vielen Vereinen mit einer Tamburizzagruppe und einem Folkloreensemble (Gruber 2012).

10. Familie Čamba

Am 28. Mai 1753 ist Mato Čamba gestorben. Dies ist das erste bekannte schriftliche Zeugnis über ein Mitglied der Familie Čamba in den Schriften der Kirchgemeinde Đurđevac. Obwohl die Čambas 1967 in ein fremdes Land emigriert sind, war das für ihre Familienmitglieder nicht das erste Mal, dass sie umziehen mussten. Bis zum 18. Jahrhundert wohnte die Familie im Zentrum von Đurđevac, in der Nähe der Kirche. Da Đurđevac Teil der kroatischen Militärgrenze (*Vojna krajina*) war, wurde 1780 ein Gesetz beschlossen, das die innere Migration der Bevölkerung bewirkte. Das Gleiche geschah in anderen Städten der Militärgrenze, in denen das Zentrum einer Ansiedlung frei von zu eng aneinander gebauten Familienhäusern sein sollte, weil man auf diese Art und Weise die Ausbreitung von möglichen Bränden reduzieren wollte (Cik 2016). Deswegen siedelte Familie Čamba in den neuen Teil der Stadt um, der heute als *Peski* bekannt ist. Das Gelände war damals hauptsächlich sandig und unbewohnt, wobei heute nur ein Stück der „kroatischen Sahara“ erhalten ist. Das Viertel *Peski* vergrößerte sich und veränderte sein Aussehen durch die Jahrzehnte, aber Familie Čamba lebt noch immer in der ältesten Straße, die den Namen des kroatischen Nationalhelden Matija Gubec trägt. Im Fokus meiner Diplomarbeit sind die drei Generationen dieser alten Familie. Im Anhang 1 liegt der Familienstammbaum der Familie Čamba vor.

10.1. Methodologie

Familie Čamba hat mich mit offenen Armen empfangen und eine drei Gesprächspartner haben während des narrativen Interviews geduldig alle meine Fragen beantwortet. Für die Durchführung dieser Methode der qualitativen Forschung habe ich drei Familienmitglieder ausgewählt: Slavko ist der Vertreter der ersten Generation, Franjo gehört zur zweiten, und Dora

zur dritten Generation der Familie Čamba, die in den Sechzigerjahren nach Österreich emigriert ist.

Ich habe nicht alle Fragen für jedes der Interviews benutzen können, weil es sich um Gesprächspartner aus drei verschiedenen Generationen handelt. Sie haben unterschiedliche Lebensgeschichten, weshalb ich meine Fragen jedem Interviewten habe anpassen müssen. Mit Slavko Čamba habe ich das Gespräch auf Kroatisch geführt, weil er selbst bekennt, dass er Deutsch nie grammatisch korrekt sprechen gelernt habe. Außerdem ist er ein alter Mann in eher schlechter gesundheitlicher Verfassung, der aber trotzdem luzid und poetisch über seine Erinnerungen spricht. Mit Franjo und Dora habe ich die Interviews auf Deutsch geführt, obwohl die beiden Interviewten hervorragend Kroatisch sprechen. Die Interviews mit Slavko und Franjo haben ungefähr 20 Minuten gedauert, und mit Dora habe ich das Gespräch in eine Dauer von 30 Minuten geführt.

10.2. Erste Generation: Slavko Čamba

Slavko Čamba ist einer der produktivsten Schriftsteller, die im kajkawischen Dialekt schreiben, und der Autor von 9 Büchern: *Vu ono vreme. Svjedočanstva (1947.-1952.)*, *Bleiburške udovice*, *Naša sećanja*, *Moje živlejne*, *Žrtve tuđine. Svjedočanstva 1945.-1991.*, *Ta draga domača reč*, *Đurđevečki kaj* und *Jesensko cvetje* (Piškorec 2014). Mit seinen Büchern hat Slavko Čamba alles über sich erzählt. Er ist am 31. August 1930 in Đurđevac geboren. Seit 1936 besuchte er in der gleichen Stadt die Volksschule und 1940 die Bürgerschule, in der er außer Kroatisch auch Deutsch und Italienisch lernte.

Im Jahre 1950 wurde er einberufen und nach Štip in Mazedonien geschickt. Bald landete er im Gefängnis Idrizovo und danach wurde er wegen feindlicher Propaganda am Militärgericht in Skopje verurteilt. Im Jahre 1954 heiratete er Rozalija Štefoković aus Đurđevac. Nächstes Jahr bekamen sie ihr erstes Kind, ihre Tochter Anđela. Im Jahre 1958 wurde Vladimir-Mato Čamba geboren, und 1962 bekamen sie ihr drittes und letztes Kind, Franjo Čamba. Im Jahre 1964 wurde es Slavko verboten, Đurđevac zu verlassen. Noch dazu wurde er verhört und verprügelt. Diese unangenehmen Ereignisse und Angriffe veranlassten

ihn zum Exil. Er verließ 1967 seine Heimat mit einem gefälschten Reisepass und zog nach Österreich (Piškorec 2014).

Auf Empfehlung von einem seiner Freunde, der an der österreichisch-tschechischen Grenze auf einem Bauernhof gearbeitet habe, habe er die Arbeitsstelle eines Traktoristen angenommen. Slavko habe mit noch zwei Kollegen eine Fläche von 800 Hektar bewirtschaftet, auf der Zwiebeln, Erdbeeren und Karotten gewachsen seien. Der Bauernhofbesitzer habe Tschechisch gesprochen, doch da Kroatisch und Tschechisch slawische Sprachen sind, habe er sich mit ihm mehr oder weniger erfolgreich verständigen können. Da er in der Bürgerschule in Đurđevac Deutsch- und Italienischunterricht gehabt habe, habe er sich auch mit der deutschen Sprache in Österreich zurechtfinden können. Der Erfolg seines Chefs habe ihn dazu veranlasst, nach Wien zu fahren, um sich in der australischen Botschaft nach Land in der Nähe von Sydney oder Melbourne zu erkundigen. In der Zwischenzeit ist es zum Kroatischen Frühling gekommen. Slavko sei dazu geraten worden, nicht nach Australien zu fahren, weil Kroatien bald unabhängig würde, was letztendlich in den 90er-Jahren auch passierte.

Im Jahre 1968 sei es zur Wiedervereinigung der Familie gekommen, als seine Frau Rozalija und ihre drei Kinder auch in Wien angekommen seien. Er habe einen Arbeitsplatz in einem Altersheim in Wien gefunden. Der jüngere Sohn Franjo sei in den Kindergarten gegangen und die anderen zwei Kinder hätten die Schule besucht und gleichzeitig die deutsche Sprache gelernt. Slavko habe nie völlig Deutsch gelernt und habe es nur im Alltag gebraucht. Seine Frau Rozalija jedoch habe Deutsch perfekt beherrscht.

Sie hat perfekt Deutsch gesprochen. Wunderbar! Und grammatisch auch korrekt. Ich benutzte es nur für Alltägliches, für das, was ich brauchte.

Nach acht Jahren, die sie im Altersheim verbracht hatten, begannen sie in einem Internat zu arbeiten. Slavko hat einen Obstbaukurs absolviert und unterrichtete als Hilfslehrer, während seine Frau als Köchin arbeitete. Danach gingen sie in Rente.

Religion habe im Familienleben eine große Rolle gespielt. Deshalb hätten sie eine Basilika besucht, in der der Gottesdienst auf Kroatisch abgehalten worden sei. Danach hätten sie auch die Messe auf Deutsch besucht.

Wir sind anderen Kroaten in der Basilika begegnet. Später haben wir die Messe auf Deutsch besucht.

Außerdem habe er freiwillig in einer kroatischen Pfarrei bei der Messe geholfen und sei auch in einem Folkloreverein tätig gewesen. Zu Hause wurde nur Kroatisch gesprochen beziehungsweise Kajkawisch (die Mundart in Đurđevac). Zu jener Zeit lebten in Wien 80 000 Kroatinnen und Kroaten. Logischerweise habe die Familie Freundschaft mit anderen kroatischen Familien in Wien geschlossen. Slavko habe begonnen, in verschiedenen kroatischen Emigrantenzeitungen seinen Beitrag zu leisten: *Hrvatska država*, *Nova Hrvatska*, *Živa zajednica*, Auflagen von *HOP – Hrvatski oslobodilački pokret*. Er arbeitete auch mit den Zeitungen *Gradišćanske novine* und *Podravski zvonici* zusammen. Seine Texte veröffentlichte er immer unter einem Pseudonym (Piškorec 2014).

Slavkos Vater starb 1973 und seine Mutter 1975, aber er konnte an den Begräbnissen nicht teilnehmen. Er hatte Angst, verhaftet zu werden. Erst 1990 kehrte er nach 23 Jahren in sein Heimatland Kroatien zurück, wo er begann, sein Haus fertig zu bauen und fleißig ethnografische Stücke zu sammeln. Im Jahre 1999 wurde seine große Ethnografische Sammlung in Đurđevac für die Öffentlichkeit eröffnet. Gerne wird es auch von Touristen besucht. Obwohl er in den 60er-Jahren aus Đurđevac fast verbannt wurde, bekam er 2007 von seiner Stadt den Preis für sein Lebenswerk (Piškorec 2014). Nachdem das Ehepaar im Jahre 2014 sechzig Jahre Ehe gefeiert habe, sei seine Frau Rozalija gestorben. Er vermisse sie seitdem jeden Tag.

Ich hatte eine gute Ehefrau. Wir waren 61 Jahre verheiratet. Wir haben uns nie gestritten. Jetzt ist alles leer.

Slavko lebt noch immer in Đurđevac, aber seine große Familie, die in Wien geblieben ist, besucht ihn regelmäßig und kümmert sich um ihren „dedo“.⁴

. Trotzdem ist Slavko enttäuscht, dass niemand nach Hause zurückkehren will.

10.3. Zweite Generation: Franjo Čamba

Franjo Čamba ist der jüngste Sohn des Ehepaars Čamba. Er ist am 5. Oktober 1962 in Đurđevac geboren. Seine Eltern seien Bauern gewesen, wie die Mehrheit der damaligen Bevölkerung in Đurđevac. Familie Čamba habe Tabakpflanzungen gehabt, die sie im Stall

⁴ Kroatisches Hypokoristikum für *Großvater*.

getrocknet habe. Franjo sei nur ein kleines Kind gewesen, als er mit seiner Familie nach Österreich umgesiedelt sei, aber an seine Kindheit in Kroatien habe er nur schöne Erinnerungen.

Es war eine schöne Zeit.

Sein Vater sei mit dem Leben im damaligen Jugoslawien sehr unzufrieden gewesen und sei 1967 ausgewandert. Er erwähnt ein Foto, das vor einer kroatischen Kirche in Wien im Jahre 1968 aufgenommen wurde. Auf dem Foto waren vorwiegend Männer, weil viele von den Kroaten wie Slavko Čamba auswanderten, um im Ausland ein besseres Leben zu finden. Er erinnere sich an die Fahrt mit dem Balkan-Express aus Zagreb. Er habe Angst davor gehabt, die deutsche Sprache nicht lernen zu können, aber im Kindergarten habe er sie ohne Schwierigkeiten erworben. Seine Eltern hätten in einem Altersheim gearbeitet, in dem alte Gymnasiallehrerinnen und -lehrer gelebt hätten. Jeden Nachmittag hätten sie ihm und seinen Geschwistern Nachhilfe gegeben. Die Eltern hätten sich mit dem Schulsystem nicht ausgekannt.

Am Gymnasium sei er in Deutsch bis zum Abitur der Klassenbeste gewesen. Er habe die besten Aufsätze geschrieben. Sein Bruder Vlado habe sich schwerer getan, er sei viel später nach Österreich gekommen, nämlich erst als Zehnjähriger. Dank der alten Gymnasiallehrerinnen und -lehrer habe er es aber geschafft. Es habe auch geholfen, dass Vlado im ersten Schuljahr in Österreich nicht benotet worden sei. Franjo habe am Gymnasium noch Englisch und Latein gelernt. Heute haben seine Kinder Englisch, Französisch und auch Kroatisch in der Schule. Die ältere Tochter Dora habe keinen Kroatischunterricht gehabt, die mittlere habe zweimal die Woche BKS-Unterricht (Bosnisch-Kroatisch-Serbisch). Der kleine Luka habe noch keinen Unterricht.

In seiner Kindheit sei in seiner Familie Kajkawisch gesprochen worden. Im Grunde genommen sei das ein spärlicher Wortschatz gewesen, der aus vielleicht 500 Wörtern bestanden habe. Sie hätten nur den gewöhnlichen Wortschatz benutzt. Als er Kroatisch sprach, habe er einen Akzent gehabt. Wenn es um die Schule gehe und wenn es kompliziert werde, spreche er mit seinen Kindern Deutsch. Mit der älteren Tochter versuche er Juristenkroatisch zu sprechen, weil sie Jura studiere.

Immer wenn es um das Schulische geht, da reden wir Deutsch. Sonst aber nicht. Und ich rede heute mit Sicherheit gepflegter Kroatisch als meine Eltern mit mir. Mit meinen Kindern ... Ja.

Und meine Kinder reden heute zehnmal besser Kroatisch als ich in ihrem Alter.

Er kommentiert die Situation mit der kroatischen Sprache in der Familie seines Bruders Vlado.

Beim Bruder ist das nicht unbedingt so. Die reden näher mit ihrer Mutter, mit seiner Frau, Burgenländischkroatisch. Und er ist dann nicht so involviert in die Kindeserziehung wie ich. Sodass meine jüngeren (Kinder) besser Kroatisch können als seine älteren. Aber echt Kroatisch Kroatisch.

Andererseits sei er mit den Kroatischsprachkenntnissen seiner Kinder zufrieden.

Sodass ich keine Schwierigkeiten habe, was meine Kinder anbelangt. Die reden hervorragend.

Unter Österreichern spreche er ausschließlich Deutsch.

Wenn ein Österreicher dabei ist, reden wir Deutsch. Es wäre unkultiviert nicht auf Deutsch zu sprechen.

Auf die Frage, welche Sprache seine Muttersprache sei, antwortet er folgendermaßen:

Technisch Kroatisch, aber tatsächlich Deutsch. Natürlich ist die Sprache der Mutter die Muttersprache. Aber ... Letztlich Deutsch.

Er denke und träume in beiden Sprachen und das würden auch seine Kinder machen.

Wenn sie in ĐurĐevac träumen, träumen sie Kroatisch. Manchmal sagen sie einen Satz oder einen Halbsatz.

Er drücke seine Gefühle auch in beiden Sprachen aus.

Du erwartest jetzt, dass das im Kroatischen besser funktioniert. Das stimmt ja nicht.

Er behauptet, dass er seine Gefühle sowohl auf Deutsch als auch auf Kroatisch zeigen könne, was noch ein Beweis für seine perfekte Zweisprachigkeit sei.

10.4. Dritte Generation: Dora Čamba

Dora Čamba ist am 29. Juli 1994 in Wien geboren und ist die Tochter meines zweiten Gesprächspartners Franjo. Sie ist zurzeit Jurastudentin, die ein Erasmussemester an der Zagreber Universität macht. Als Kind habe sie mit ihrer Mutter gelebt, weil sich ihre Eltern sehr früh getrennt hätten. Sie habe mit ihrer Mutter nur Deutsch gesprochen, weil sie Österreicherin sei. Den Vater habe sie nicht oft gesehen, nur jedes zweite Wochenende. Sie habe am Anfang gar kein Kroatisch sprechen können. Ihr Vater habe immer versucht, mit ihr Kroatisch zu üben.

Ponavljaj na hrvatskom!

Sie habe das überhaupt nicht gemocht. Obwohl ihre Mutter Österreicherin sei, sei sie lange mit ihrem Vater zusammen gewesen und habe auch Kroatisch gelernt. Trotz des starken Akzents könne sie es noch immer benutzen. Dora könne sich aber nicht mit ihr unterhalten, weil ihr Kroatisch wesentlich besser sei. Das Erlernen der kroatischen Sprache sei bei Dora schrittweise gegangen.

Ich glaube fördernd war, dass mein Vater ... Seine zweite Frau war Kroatin ... Und mit ihr hat er zwei Kinder bekommen. (...) Sie konnte nur Kroatisch.

Sie sei öfter bei ihrem Vater gewesen und habe mit ihrer Stiefmutter und ihren Geschwistern nur Kroatisch gesprochen. Zu Ostern, Silvester und im Sommer habe sie Kroatien und das Küstenland besucht. Am Wochenende sei sie oft in Đurđevac bei „baka“ und „dedo“, ihren Großeltern, gewesen.

Das hat sehr viel geholfen und da hab‘ ich sehr viel gelernt.

Mit ihrer älteren Halbschwester habe sie dagegen immer nur Deutsch gesprochen, weil sie die Sprache habe lernen sollen. Sie sei nämlich als Fünfjährige nach Wien gekommen. Sie habe den Kroatischunterricht in der Grundschule probiert, doch er habe ihr nicht gefallen. Außerdem habe sie keine Lust darauf gehabt. Der Schwerpunkt sei auf Serbisch gewesen und sie habe zwischen den serbischen und kroatischen Wörtern nicht unterscheiden können. Die Lehrerin habe den Unterschied offensichtlich nicht betont.

Ich hab‘ das kurz probiert, aber ich war nur einmal dort. Und dann hab‘ ich gesagt: Ich mag das nicht. Ich war nämlich ... Die Frau, die uns unterrichtet hat, war eine burgenländische

Kroatin, sie hat Kroatisch studiert und alles, aber sie hatte einen starken Akzent ... Außerdem, fand ich es ziemlich langweilig.

In der Oberstufe des Gymnasiums und während des Studiums habe sie versucht, mehr Kroatisch zu lernen. Sie habe aber nichts gelesen und keine Filme gesehen. Sie habe auch überlegt, ob sie vielleicht wegen der Sprache und wegen des Meers (die Familie besitzt ein Haus in Mošćenice, an der Küste) in Kroatien studieren könne. Sie habe sich dagegen entschieden, weil sie Tourismus nicht habe studieren wollen. Sie sei sich aber sicher gewesen, dass sie als Erasmusaustauschstudentin nach Kroatien kommen würde.

Während des Studiums habe sie Freunde kennengelernt, mit denen sie Kroatisch sprechen könne. Eine ihrer besten Freundinnen, die mit ihr in Wien studiere, komme aus Zagreb. Mit ihr spreche sie immer Kroatisch. In ihrem Studentenheim in Wien wohne sie mit zwei Serben, mit denen sie auch Kroatisch spreche. Sie würden sich bemühen ihr zu erklären, was ein kroatisches und was ein serbisches Wort sei. Über ihren Vater lerne sie in Mošćenice viele Kroatinnen und Kroaten kennen. Eine Freundin von ihr, die aus Đurđevac komme, lebe zurzeit in Frankreich, sodass sie keine Gelegenheit mehr habe, sich mit ihr zu unterhalten. Sie komme oft nach Kroatien. Als sie kleiner gewesen sei, sei sie mit dem Vater zweimal im Monat nach Đurđevac gereist. Sie fühle sich der Familie ihres Vaters näher. Die burgenlandkroatische und kroatische Szene in Wien würden verschmelzen. Sie sei dort oft mit ihrem Vater bei Veranstaltungen gewesen. Sie erwähnt das *Hrvatsko-gradišćanski centar*, wo es viele Veranstaltungen gebe.

Dora ist seit anderthalb Monaten in Zagreb. Ihrer Meinung nach habe sie hier in kurzer Zeit den größten Sprung gemacht. Schon nach einer Woche habe sie einen Unterschied bemerkt. Sie studiere Völkerrecht und trete an der Universität eine große Prüfung auf Kroatisch an. Sie sei im Croaticum an der Philosophischen Fakultät gewesen. Dort habe sie einen Einstufungstest geschrieben. Sie sei auf die Stufe B2/C1 eingestuft worden und über die Ergebnisse überrascht gewesen, weil sie die kroatische Grammatik oder Rechtschreibung nie gesteuert gelernt habe. Sie habe keine Ahnung vom geschriebenen Kroatisch.

Da war ich voll happy...glücklich.

Sie habe den Kurs besucht, einen Essay geschrieben und nach zwei Wochen habe ihr die Lehrerin gesagt, dass es keinen Gratisplatz in der Gruppe mehr gebe. Der Kurs koste nämlich 600 Euro. Sie habe sich dazu entschlossen, nicht dafür zu zahlen. Ihre Mitbewohnerin im kroatischen Studentenheim komme aus Omiš und studiere

Literaturwissenschaften und Kroatistik an der Philosophischen Fakultät. Sie helfe ihr häufig beim Kroatischlernen.

Sie hat doch eine Ahnung von der Grammatik und sie kann mir helfen. Das ist ideal.(...) Ich nerve sie immer wieder ... und ich frag‘ sie ständig Sachen ... grammatikalische Sachen.(lacht)

Dora sagt, dass ihre Muttersprache Deutsch sei. Wenn sie sich aufrege, benutze sie eher Deutsch als Kroatisch. Wenn sie mit ihrem Vater diskutiere oder wenn sie sich streiten würden, schalte sie auf Deutsch um. Sie könne sich besser auf Deutsch ausdrücken. Über Rechtsbegriffe würden sie immer auf Deutsch sprechen und das Gleiche gelte auch für politische Diskussionen. Sie werde im Streiten auf Kroatisch aber immer besser. Sie kenne die Wörter und Ausdrücke für kroatische Schimpfwörter, aber das Fluchen auf Kroatisch komme ihr nicht spontan. Das Umschreiben von Wörtern falle ihr auch schwer. Sie habe aber bemerkt, dass sie hier an der Universität in den Vorlesungen ohne Schwierigkeiten auf Kroatisch mitschreiben könne.

Früher hab‘ ich mir ständig überlegt: Wie schreib‘ ich das jetzt?

Die Kroaten, denen sie begegne, würden ihren guten und schönen kroatischen Akzent loben. In der Grammatik, in den Fällen, mache sie noch immer Fehler.

...bis ich den ersten Fehler mache. Und der erste Fehler kommt bald.

Was die Mentalität anbelange, sehe sie große Unterschiede zwischen Österreich und Kroatien. Die Kroaten seien viel offener, herziger und ehrlicher. Andererseits habe sie bemerkt, dass Kroaten generell unzufrieden mit ihrem Leben seien und dass sie eine starke Abneigung gegen Österreich und Wien haben würden. Ihre Mitbewohnerin habe weniger Geld als sie, aber sie sei mit ihrem Leben zufrieden. Die Leute in Kroatien seien zufrieden, obwohl der Lebensstandard niedriger sei als derjenige in Österreich. Sie sehe auch ein, dass das Identitätsgefühl für das ganze Land gelte, während man in Österreich dieses Gefühl für die einzelne Stadt habe. Sie könne sich vorstellen, in Zagreb mehr Zeit zu verbringen, aber in der Zukunft wolle sie lieber in Wien leben. Sie wolle das Beste von beiden Welten haben.

Ich glaube, dass ich mir für sie (ihre Kinder) wünsche ... die Art, wie ich es hatte. In Wien aufgewachsen, aber mit dieser engen Bindung hierher, vielleicht. Das Beste von beiden.

11. Schlussfolgerung

In der vorliegenden Arbeit habe ich im theoretischen Teil die Grundlage für den empirischen Teil gelegt. Ich habe mich mit dem Thema der qualitativen Forschung auseinandergesetzt, weil diese Art der Forschung passend für die Analyse der Verhältnisse zwischen den drei Generationen der Familie Čamba ist. Die Methode, die ich dafür ausgewählt habe, ist die Methode des narrativen Interviews, mit der ich dann versucht habe, die Sprachbiografie jedes der drei Familienmitglieder zu erstellen. Migration ist ein aktuelles Thema in Kroatien, weil viele Kroaten wegen der finanziellen Situation in westliche Länder emigrieren. Familie Čamba wanderte wegen der politischen Situation im damaligen Jugoslawien nach Wien aus. In Österreich fanden sie sich in der Gesellschaft von zahlreichen Kroaten, die aus verschiedenen Gründen nach Österreich kamen. Die Familie versuchte ihre kroatische Sprache und Identität zu bewahren.

Meiner Meinung nach haben sie es einigermaßen geschafft, die kroatische Sprache und Identität zu bewahren. Slavko, Franjo und Dora kann ich als mehrsprachig definieren, obwohl Slavko behauptet, dass er Deutsch nie perfekt beherrscht hat. Im Gespräch mit den Interviewten habe ich ebenso erfahren, dass die Stellvertreterin der zweiten Generation, Anđela, Kroatisch nicht mehr beherrsche, obwohl sie einen kroatischen Ehemann habe und als die Älteste von ihren Geschwistern in Wien angekommen sei. Franjo und Dora sind also auf jeden Fall zweisprachig, weil sie sowohl Deutsch als auch Kroatisch hervorragend beherrschen. Was den Spracherwerb angeht, wurde er bei der ersten Generation sowohl gesteuert als auch ungesteuert, weil Slavko in der Schule Deutsch gelernt hat, und dann später ungesteuert in Wien. Franjo hat im Kindergarten ungesteuert Deutsch gelernt, während die alten Gymnasiallehrerinnen und -lehrer im Altersheim ihm und seinen Geschwistern die deutsche Sprache gesteuert beigebracht haben. Er musste seine kroatischen Sprachkenntnisse verbessern, weil er zu Hause mit seinen Eltern nur den kroatischen Dialekt (Kajkawisch) gesprochen hat. Franjo betrachtet Kroatisch nur technisch als seine Muttersprache, aber in der Tat fühle er sich mit der deutschen Sprache enger verbunden. Dora wiederum behauptet, dass ihre Muttersprache Deutsch sei, aber Kroatisch möge sie auch. Sie arbeite an ihrem Kroatisch, besonders weil sie sich jetzt ein Semester in Zagreb befinde. Ihrer Meinung nach habe ihr dieser Aufenthalt wirklich beim Kroatischlernen geholfen. Sie spreche Kroatisch flüssiger und mit mehr Selbstbewusstsein.

Die erste Generation der Familie Čamba ist nach Kroatien zurückgekehrt. Slavko ist

letztendlich zu Hause und er genieße es, aber seine Ehefrau ist im Jahre 2014 gestorben. Er vermisse seine Kinder und wünsche sich, dass sie eines Tages wieder nach Kroatien kommen, um hier den Rest ihres Lebens zu verbringen. Die zweite Generation hat sich vollkommen in die österreichische Gesellschaft integriert. Davon zeugt auch, dass AnĐela Ärztin ist und Vlado im Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft arbeitet. Franjo ist Jurist und arbeitet als Gerichtsdolmetscher. Die dritte Generation betrachtet die deutsche Sprache als ihre Muttersprache. Dora und ihre Geschwister sind in die Gesellschaft integriert, weil sie in Österreich geboren und aufgewachsen sind. Es ist interessant, dass sie sowohl Kroatisch als auch Deutsch sehr gut beherrschen. Dafür ist ihr Vater verantwortlich, der immer darauf besteht, dass sie mit ihm Kroatisch sprechen. Franjo pflegt seine kroatische Identität und er vererbt seinen Kindern die Sprache und das Identitätsgefühl. In der Zukunft zieht die dritte Generation vielleicht wiederum nach Kroatien um und erfüllt Slavkos Wunsch.

12. Literaturverzeichnis

1. Ahrenholz, B. et al. (Hrsg.) (2008): Empirische Forschung und Theoriebildung. Beiträge aus Soziolinguistik, Gesprochene Sprache- und Zweitsprachenerwerbsforschung. Festschrift für Norbert Dittmar zum 65. Geburtstag. Frankfurt am Main: Peter Lang.
2. Busch, B. (2011): Biographisches Erzählen und Visualisieren in der sprachwissenschaftlichen Forschung. In: *ÖdaF-Mitteilungen* 2/2011.
3. Cik, N. (2016): *Ekohistorija ĐurĐevca i Virja u drugoj polovini 18. stoljeća*. Koprivnica: Meridijani.
4. Čamba, S. (2000): *Moje živlejne*. Đurđevac: Eigenverlag.
5. de Cillia, R. (2011): *Spracherwerb in der Migration – Deutsch als Zweitsprache*. Wien: Zentrum für Innovation und Qualitätsentwicklung.
6. Fassman, H.; Münz, R. (1990): *Einwanderungsland Österreich? Demographische Informationen*. Austrian Academy of Sciences Press, 85-91.
7. Fassmann, H.; Münz, R. (1995): Migracije Istok-Zapad u Europi od 1918-92. In: *Migracijske teme* 11, 53-87.
8. Fassmann, H. (2003): Der Österreichische Migrations- und Integrationsbericht. 5-13 In: Bauböck, R.; Perchinig, B. (Hrsg.): *Migrations- und Integrationsforschung in Österreich - Ansätze, Schnittstellen, Kooperationen*.
9. Fassman, H.; Stacher, I. (2003): *Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht*. Klagenfurt: Drava Verlag.
10. Flick, U. et al. (2010): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
11. Franceschini, R.; Miecznikowski, J. (2004): *Leben mit mehreren Sprachen*. Bern: Peter Lang.
12. Gruber, B. (2012): Kroatische Migrant/innen in Österreich. Zahlen. Fakten. Einstellungen. In: *ÖIF-Dossier n°23*, Wien.
13. Herzog-Punzenberger, B.; Unterwurzacher, A. (2009): Migration – Interkulturalität – Mehrsprachigkeit. Erste Befunde für das österreichische Bildungswesen. In: Specht, W. (Hrsg.): *Nationaler Bildungsbericht Österreich 2009*. Graz: Leykam.
14. Hufeisen, B.; Gibson, M. (2003): Zur Interdependenz emotionaler und kognitiver Faktoren im Rahmen eines Modells zur Beschreibung sukzessiven multiplen Sprachenlernens. In: *Bulletin VALS-ASLA (Vereinigung für angewandte Linguistik in der Schweiz)* 78, 13-33.

15. Klann-Delius, G. (1999): *Spracherwerb*. Stuttgart: Metzler.
16. Klein, W. (1987): *Zweitspracherwerb. Eine Einführung*. Frankfurt am Main: Athenäum Verlag GmbH.
17. Krumm, H. J. (2010): Mehrsprachigkeit in Sprachenporträts und Sprachenbiographien von Migrantinnen und Migranten. In: *AkDaF Rundbrief* 61.
18. Lucius-Hoene, G.; Deppermann, A. (2004): *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
19. Olariu, A. (2007): Individuelle Mehrsprachigkeit und begriffliche Gegenüberstellung von: Erstsprache, Muttersprache, Zweitsprache und Fremdsprache. In: *Philologica Jassyensia*, An III, 7(2), 301-306.
(http://www.philologicajassyensia.ro/upload/III_2_A.Olariu.pdf)
20. Piškorec, V. (2014): Migrantsko iskustvo u djelima ĐurĐevečkog književnika Slavka Čambe. In: Čapo, J. et al. (2014): *Didov san. Transgranična iskustva hrvatskih iseljenika*. Zagreb: Institut za etnologiju i folkloristiku, Institut društvenih znanosti Ivo Pilar, 43-75.
21. Polajnar, J. et al. (2012): *Emotionen in Sprache und Kultur*. Ljubljana: Znanstvena založba Filozofske fakultete.
22. Schütze, F. (1983): Biografieforschung und narratives Interview. In: *Neue Praxis* 13, 283-293.
23. Storch, G. (2008): *Deutsch als Fremdsprache. Eine Didaktik*. Paderborn: Wilhelm Fink Verlag, 42-54.
24. Wiater, W.; Videsott, G. (2009): *Migration und Mehrsprachigkeit*. Frankfurt am Main: Peter Lang Verlag.
25. www.culturenet.hr (zuletzt eingesehen am 1.2.2016)

Anhang 1

